

AM PATAGONISCHEN WELTENDE

EINE REISE DURCH DEN FERNEN SÜDEN

HANS-ULRICH SCHLAGETER

SICHTWEITEN BAND 2

© 2023 Hans-Ulrich Schlageter

Lektorat von: Ute Haller-Göggelmann
Coverdesign von: Hans-Ulrich Schlageter
Satz & Layout von: Hans-Ulrich Schlageter
ISBN 978-3-347-88403-8

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Dr. Hans-Ulrich Schlageter, Türnenstraße 10, 78647 Trossingen, Deutschland.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: uli.schlageter@gmx.de

Bildnachweis: 512 Abbildungen
Fotograf: Hans-Ulrich Schlageter
Kamera: Nikon D90

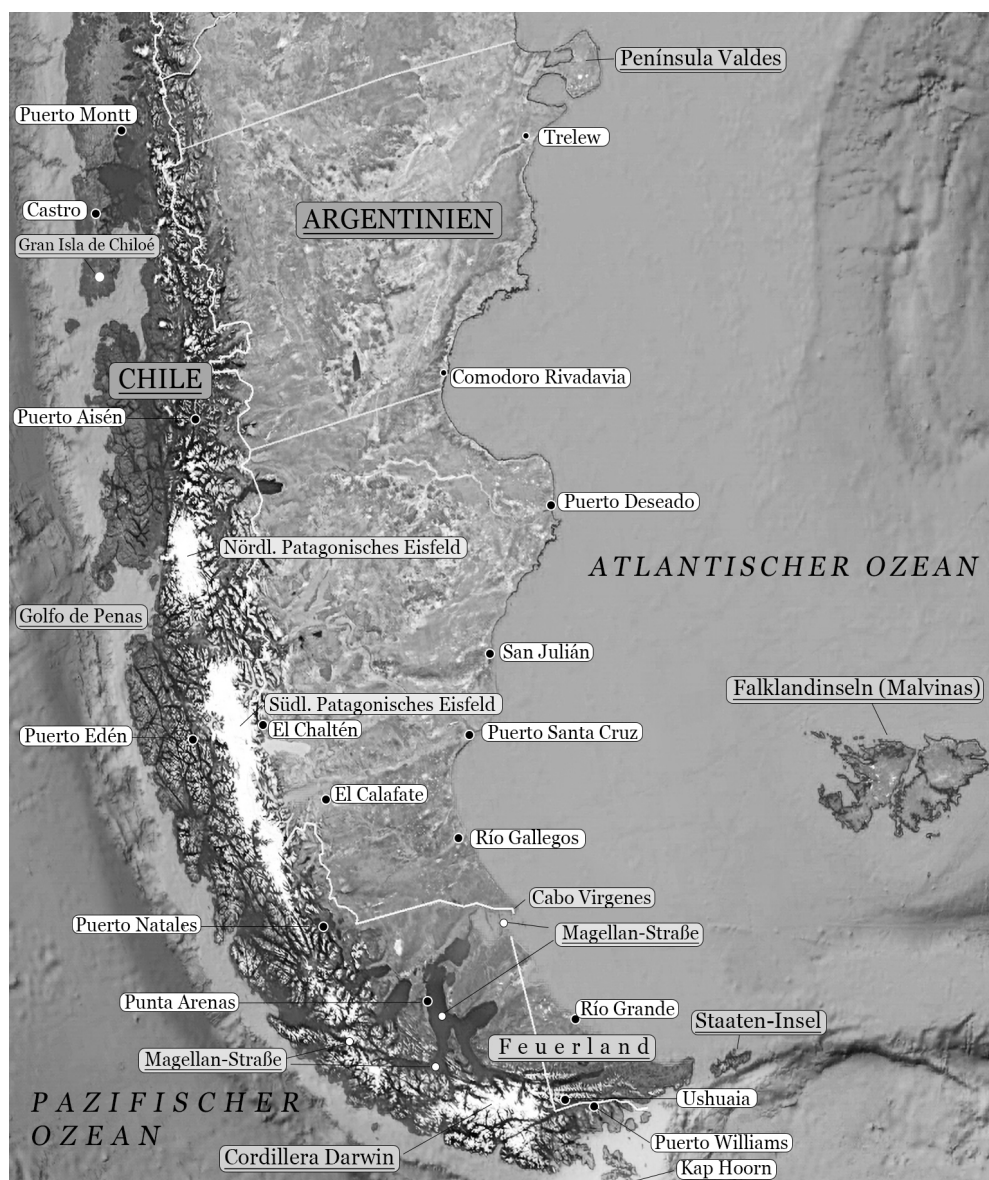
INHALT

1	Landkarten	7
2	Zum Geleit	13
3	Einführung	14
4	Nach Süden, sehr weit nach Süden	15
5	Am Ende wartet die Insel Chiloé	22
6	Chilotische Impressionen, Holzkirchen und Fischerboote	53
7	Rund um den Vulkan Osorno	110
8	Zwischen Vulkanen und Seen	150
9	Puerto Montt, die Schiffsreise beginnt	188
10	Verloren in patagonischen Fjorden	205
11	Dem Golfo de Penas in das Fjordlabyrinth entronnen	220
12	Endhafen Puerto Natales und weiter	255
13	In Punta Arenas an der Magellanstraße	278
14	Mit der Fähre Bahía Azul nach Feuerland	300
15	Der Beagle-Kanal und die Straße der Gletscher	326
16	Ankunft in Puerto Williams und ein Entschluss	363
17	Navarino, wo Einöde und Isolation den Geist besetzen	383
18	Die subantarktische Zone gibt den Wanderer frei	413
19	Ushuaia, wo die Welt endet und alles beginnt	430
20	Torfmoore und eine Lagune wie aus Smaragd	460
21	Dem kalten Regen Feuerlands entflohen	485
22	El Chaltén: Wanderung zum Fitz Roy	501
23	Wütenden Winden zum Trotz	514
24	Der Cerro Torre zeigt nicht jedem sein Gesicht	530
25	Die Laguna Torre, die Geduld und die Einsicht	543
26	Die Gletscherwelt des Lago Argentino und Pampagefühle	554
27	Von Calafate zu den Torres del Paine	588
28	Auf dem Trek des Großen W	606
29	Vom Campo Británico zum Lago Grey	630
30	Der Lago Pehoé und ein Adiós	646
31	In und um Punta Arenas	661
32	Patagonien, ich komme wieder!	708
33	Beinahe daheim, in Gedanken weiterhin fern	714
34	Der Autor	717
35	Quellenangaben	718

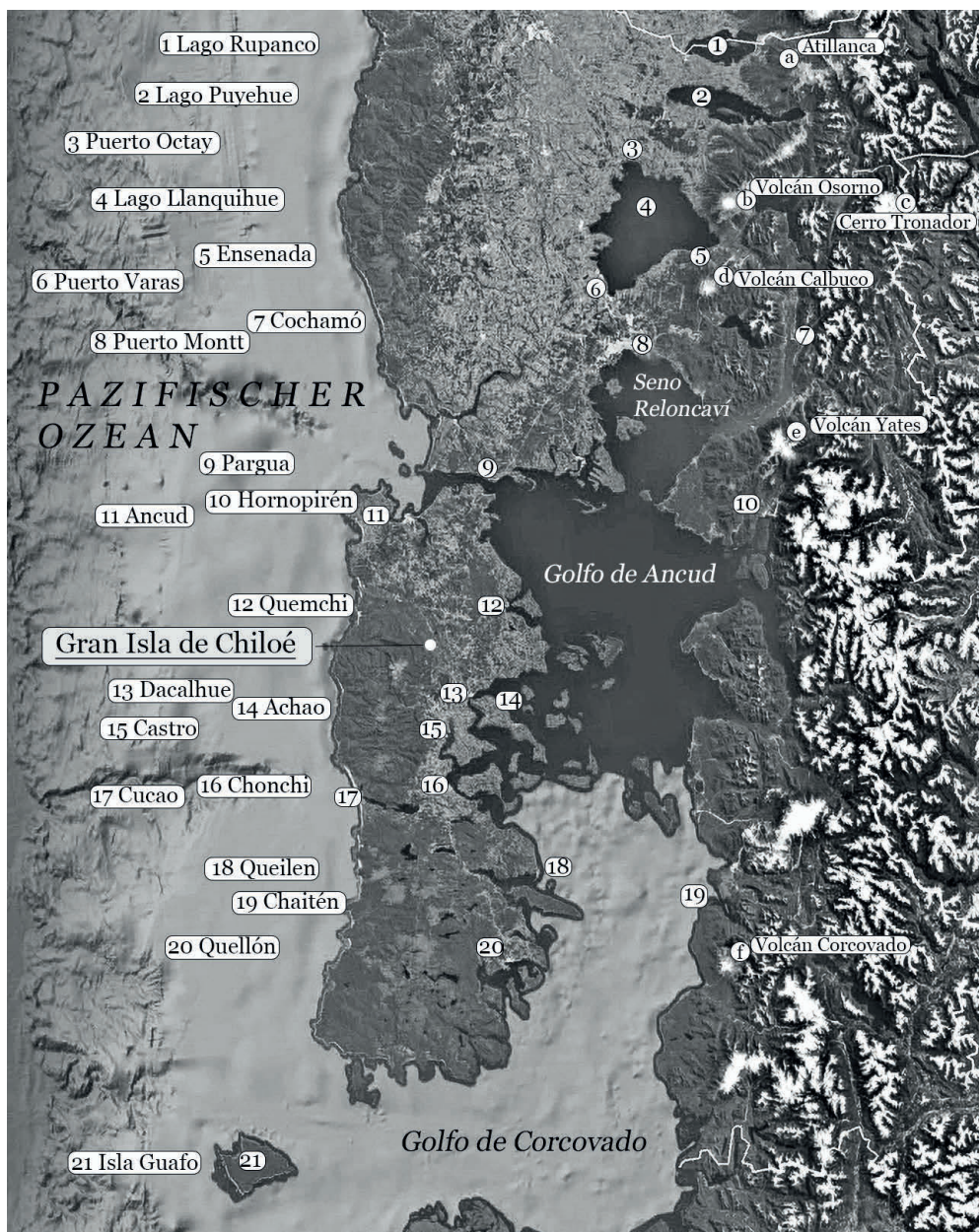
Nach Süden. Weiter nach Süden. Sehr weit nach Süden.
Mit den Pinguinen tanzen!



LANDKARTEN



Landkarte: Patagonien [Gesamt]



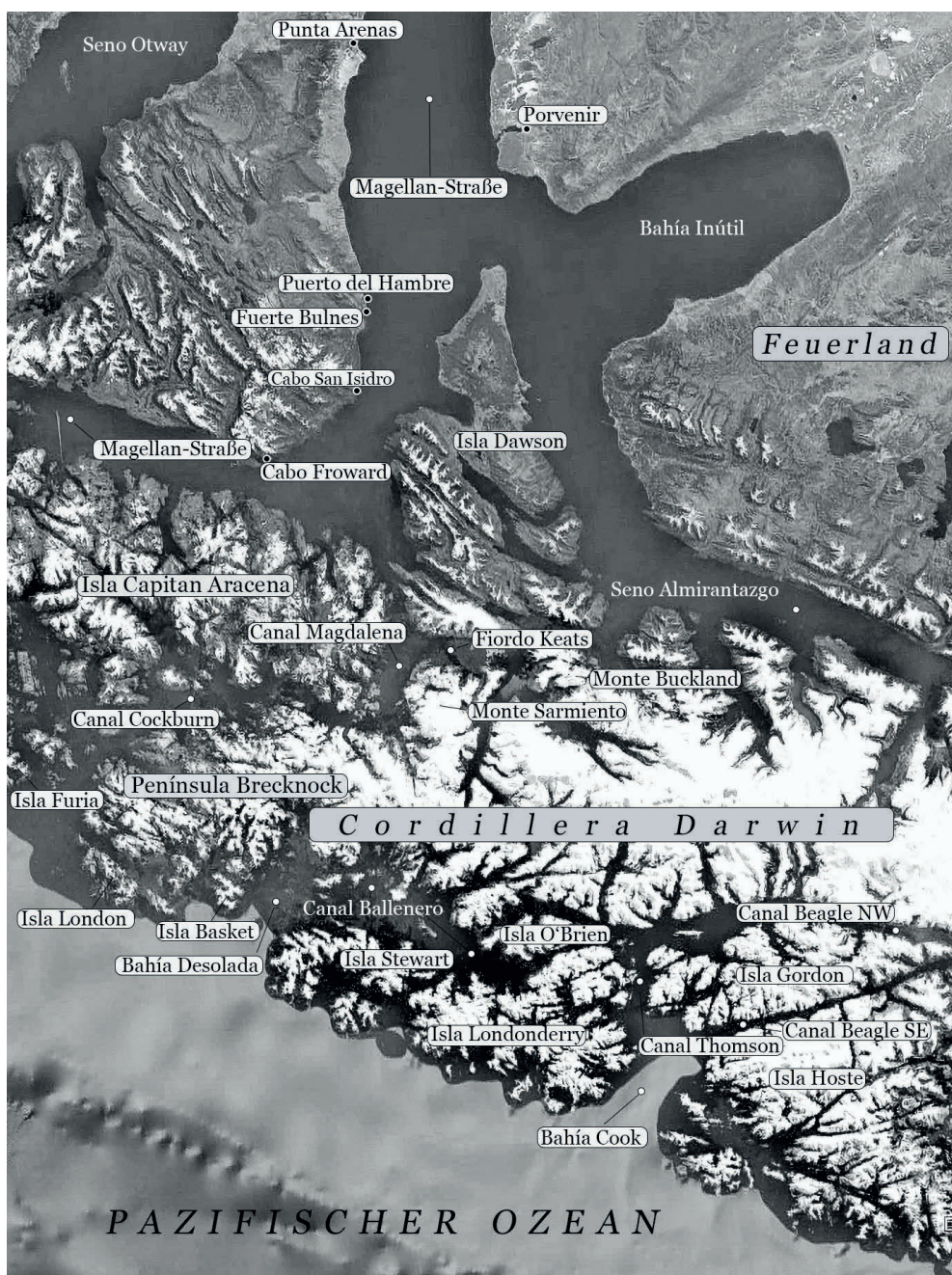
Landkarte: Region X, Los Lagos, mit Insel Chiloé



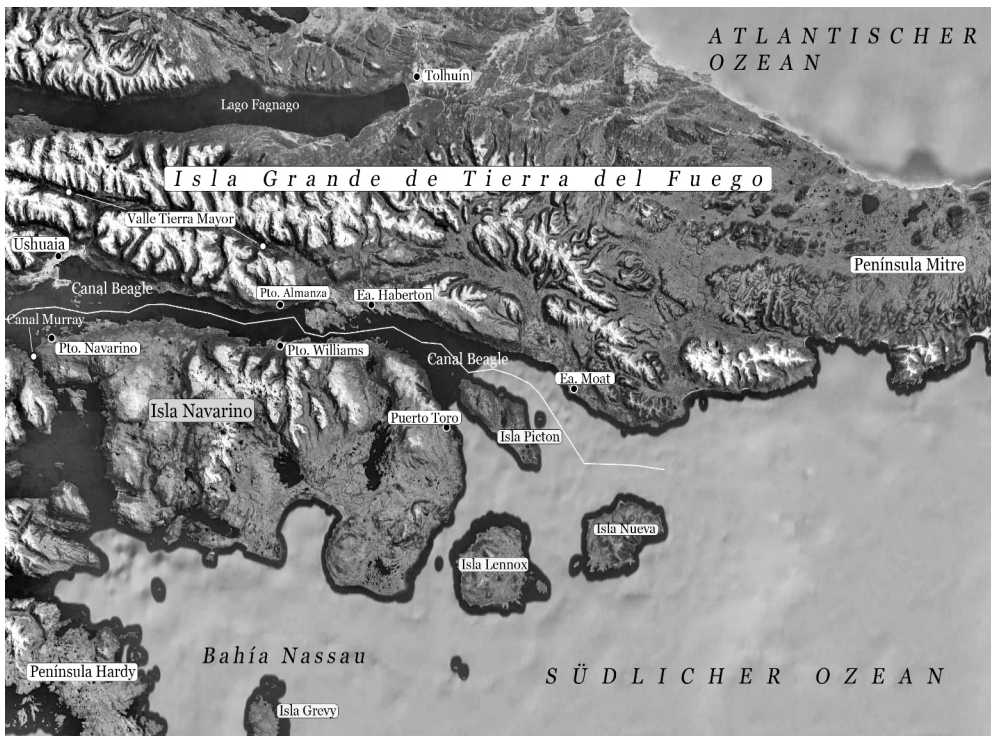
Landkarte: Patagonische Fjorde [Ausschnitt Nord]



Landkarte: Patagonische Fjorde [Ausschnitt Süd]



Landkarte: Magellan-Sträße und Feuerlandarchipel [Ausschnitt West]



Landkarten: Feuerlandarchipel, [Ausschnitte Ost und weiter östlich]

ZUM GELEIT

Dieses Buch wollte nicht geschrieben werden. Weil eine Reise nach Südamerika und insbesondere nach Patagonien im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts längst alltäglich geworden ist, das Abenteuer sich nur mehr auf die Natur beschränkt und nicht mehr unerwartete Vorkommnisse und Begegnungen mit fremden Kulturen und Unwegsamkeiten bereithält, man vielmehr bequem und unbelästigt reist, man sich, statt mühsam jeden Schritt selbst zu planen, gerne organisierten Touren anvertraut.

Gleichwohl habe ich dennoch zum Stift gegriffen und meinen knappen Monat in Patagonien und Feuerland, in Chile und Argentinien, aufgezeichnet. In dem Bewusstsein, dass es mir in einigen Jahren helfen wird, mich zu erinnern. In der Gewissheit, dass sich bis dahin wieder alles verändert haben wird; dass man dann unweigerlich an die Zeiten zurückdenken wird, als alles noch ein Abenteuer gewesen zu sein schien.

Genau das ist der Punkt, nämlich dass wir stets wehmütig auf die Zeit vor zwanzig oder fünfzig Jahren zurückblicken, als das Reisen und das Globetrotten wirklich abenteuerlich war, unberührte Welten entdeckt werden wollten, die es heute so nicht mehr gibt.

Nein, es gibt sie noch immer und wird sie auch weiterhin geben. Du musst sie nur selbst entdecken wollen. Du musst nur bereit sein, ein wenig Bequemlichkeit zu opfern. Du musst dich nur, wohin du auch gelangen magst, dann dort selbst auf den Weg machen. Dazu genügen meist nur wenige Schritte ins Nichtbereitete, um sich der Natur in seiner Ursprünglichkeit ausgesetzt zu sehen. So wie es immer war. Der Vorteil ist, dass du heutzutage wahrscheinlich nicht verloren gehen wirst, du dich jederzeit in einem gemachten Nest zurückmelden kannst.

EINFÜHRUNG

Meine Reise begann ich im chilenischen Puerto Montt, der Hauptstadt der Region X. Für einige Tage besuchte ich die Insel Chiloé und die Vulkane und Seen. Zwei Fährschiffe brachten mich nacheinander durch die verschiedenen Fjordlandschaften bis hinunter nach Feuerland.

Nach einiger Zeit am Beagle-Kanal wandte ich mich nordwärts nach El Calafate und El Chaltén, dort, wo die argentinischen Pampaweiten abrupt gegen das Andengebirge laufen und zurückgewiesen werden, für uns Reisende ein reiches Nebeneinander zweier Extreme, das nicht zuletzt in den Bergen Fitz Roy und Cerro Torre und anderen umliegenden Felstürmen als eine der wohl bizarrsten Bergwelten unseres Planeten seinen Ausdruck findet.

Zuletzt besuchte ich in Chile, fast erwartungsgemäß, den Nationalpark »Torres del Paine«, den kaum jemand, den es ins menschenleere Patagonien verschlägt, missen möchte.

Ich gebe zu, dass das nichts Außergewöhnliches ist, nichts Spektakuläres, nichts, was sich von den Anlaufpunkten anderer Reisender unterscheiden hätte.

Wer aber mit offenen Augen und offenem Herzen durch die Lande reist, der weilt, egal wo er ist, ob im Dschungel oder in den Bergen, sei es im unscheinbarsten Dorf in Mittelfranken oder im endlos flachen Wisconsin, immer in sich und seinen Eindrücken, die niemand anderes als das eigene Ich auf so einzigartige Weise erlebt, und das in exakt jedem Moment. In etwa ist es das, wovon ich auf den nun folgenden Seiten berichten möchte, und von dem ich überzeugt bin, dass es mir gelingt.



Der Monte Tronador

NACH SÜDEN, SEHR WEIT NACH SÜDEN

Trossingen: Sonntag, 02. Januar 2011: Der Sonntag, der zweite Januar, war ein klirrend kalter Wintertag, den die Sonne mit ihrer Wärme antaute, wo immer kein Schatten das verhinderte.

Mittags ging der Zug, und morgens wurde der Rucksack endgültig gepackt, jedes Utensil gewogen und abgewogen, ob es nicht erlässlich war. Jedes Gramm zu viel wollte später beim Trekken geschleppt sein. Und ich hatte die aberwitzige Idee gegenüber meiner inneren rationalen Instanz durchgesetzt, mit gleich zwei dicken Kameras zu verreisen, einmal digital, um mit der Zeit zu gehen, und einmal analog, um alte Zeiten zu beschwören, vor allem aber, um hinterher Diapositive zu besitzen. Letzteres war ein Luxus, der mir dreieinhalb Extrakilo aufbürdete, und das einem Menschen, der sich trotz seiner inzwischen 50 Jahre fit und agil fühlte wie je, der sich mit insgesamt 24 Kilogramm, Verpflegung nicht mit eingerechnet, jedoch hoffentlich nicht übernahm. Kurz, jeder, der davon wusste, hielt mich für reichlich bekloppt. Und vielleicht war ich das auch. Wahrscheinlich sogar. Zumindest würde ich beim Trekken das eine und das andere Mal leiden müssen. Aber das hatte ich, wie man modern sagt, bereits eingepreist. Zumindest geistig.

Ich war also auf dem Weg nach Süden. Weiter nach Süden. Sehr weit nach Süden. Mit den Pinguinen zu tanzen. Aber alles hat einen Anfang. Und am Anfang blieben drei Gestalten winkend auf dem Bahnsteig zurück: meine Familie. Der Tochter waren bereits kurz zuvor die Tränen in die Augen gestiegen, und der Sohn hatte unglücklich dreingesehen. Beiden war wohl schlagartig bewusst geworden, dass ihr Vater für einen ganzen Monat fehlen würde. Und man weiß im Leben ja nie, ob man sich wiedersehen wird. Jeder Abschied kann ein endgültiger sein. Kurz: Ich hasse Abschiede. Und sie lassen mich nicht unberührt. Dennoch glaubte ich nach zehn Minuten im Zug, die Sache im Griff zu haben, und ich lauschte zwei jungen Amerikanern, die sich über ihre Europareise austauschten, laut genug für eine willkommene Ablenkung. Auch für sie hatte es einen Abschied gegeben. Und wenn wir einmal genauer hinspüren, verabschiedet nicht jeder von uns tagtäglich mehrmals irgendetwas, wenngleich manches auch nur auf Raten? Und das wiegt am schwersten. Vielleicht weil man es zu lange glaubte, noch zu besitzen.

Der Zug war pünktlich eingetroffen und würde nach weniger als zwei Stunden sogar vor der Zeit in Zürichs Hauptbahnhof ankommen. Das war nicht selbstverständlich, und ich hatte gewisse Befürchtungen gehegt. In den Tagen und Wochen davor waren Züge liegengeblieben, waren ganz ausgefallen oder hatten viele Stunden Verspätung aufgesammelt. Zur selben Zeit wurde wegen eines arktischen Kälteeinbruchs in Europa das Enteisungsmittel knapp. Selbst mit dem Taumittel hatte es zahlreiche Flugausfälle gegeben. Tausende Reisende saßen auf den Flughäfen fest. Manchmal kampierten sie tagelang auf Sesseln, die sie mit Verbündeten dann wacker gegen andere Leidensgenossen verteidigten, auch zu den Zeiten, wenn sie zwischendurch kurz einen anderen Ort aufsuchen mussten. Ein Umstand, den uns die funktionelle Morphologie ganz genau erklärt.

Während Frankfurt sogar heute Flugausfälle meldete, kletterte in Zürich das Thermometer bis auf minus ein Grad. Diese Schmuddelzone um den Gefrierpunkt her-

um war völlig problemlos. Kurz, das Glück würde auf meiner Seite sein, zumindest bis Madrid, wo am Vortag ebenfalls Flugzeuge am Boden geblieben waren.

Der Zug mied die großen Siedlungen oder es gab sie zu selten. Wir zuckelten entlang der Schwäbischen Alb durch eine Winterlandschaft mit dick verschneiten Wäldern, beleuchtet sogar hier und da von dem Sonnenball, der sich, als verschwommen feurige Scheibe durch den Hochnebel brechend, auf das ansonsten hellgraue Himmelsparkett gewagt hatte.

Bald hinter der Stadt Tuttlingen kamen wir durch ein einsames Tal. Über die tief heruntergezogenen Dächer abgelegener Bauernhöfe kräuselte der Rauch der Kaminöfen, ein Bild wie anno 1900, wenn zottige Pferde Atemwolken durch ihre Nüstern bliesen.

Dann und wann erschienen einsame Bahnhöfe, mit Bahnsteigen, auf denen niemand wartete. Wir durchfuhren sie im Eiltempo, als hätten sie nie existiert. Die Hegau-Vulkane zeigten ihre krönenden Burgen in seltener Pracht, weil der winterkahle Wald sie nicht versteckte.

Gleich hinter Schaffhausen tauchte als nächstes Glanzlicht der Rheinfall auf, an dem sich unser Zug unmittelbar entlangtastete. Bislang war dieser Winter schneearm gewesen, und das große Tauwetter lag in weiter Ferne. Ungewohnt müde ließ der große Fluss sein Niedrigwasser über die Felsen fallen. Dennoch spektakulär, zumindest für diejenigen, die ihn nicht kannten, wenn er Normal- oder gar Hochwasser führte. Dann, wenn die Luft vom Brausen vibrierte, und auf der ganzen Breite der feine Tropfenschleier wie weißer Staub über dem Wasser in der Luft hing.

Dass wir nun in der Schweiz waren, bemerkte ich an den Grenzpolizisten in Blau. Begleitet von einem Schäferhund, kontrollierten sie zu dritt und stichprobenhaft, wer immer ihrem geschulten Blick warum auch immer auffiel. Mich ließen sie in Ruhe, ebenso die Schweizerin, die mir seit Schaffhausen gegenüber saß.

Mitte dreißig war sie, hatte lockiges, schulterlanges Haar und etwas Schlampiges, Flippiges an sich, ein Eindruck, der wohl ihrem enormen Zigarettenkonsum geschuldet war, auf den sie im Zug allerdings verzichten musste. Aber der Geruch ihrer Kleidung und ihrer Haut und die vergilbten Fingerkuppen verrieten sie. Sie roch wie zehn Aschenbecher zusammen, und sie war das Grab von wenigstens 30 bis 40 Zigaretten täglich, von der Sorte stark und ungefiltert.

Ihre große Dose Bier hatte sie gleich zu Beginn auf dem Klapptischchen geparkt, und es sollte nicht lange bis zur Öffnung dauern. Bestätigten sich hier nicht alle Vorurteile zwangsläufig?

Das Attribut »schlampig« nahm ich trotz dieser Offensichtlichkeiten nach einer Weile vorsichtig zurück. Ich hatte sie kommunizieren hören, mit ihrem drei mal zehn Zentimeter großen mobilen »Tor zur Welt«. Sprachniveau und Inhalt passten wohl schon lange nicht mehr zu ihrem Äußeren, beziehungsweise Letzteres hatte die Schritte ihrer inneren Entwicklung bislang nicht nachvollzogen. Vielleicht war ihr das gar nicht bewusst. Womöglich gab sie sich betont anders, weil sie früher einmal so gewesen war und das Umfeld sie nicht aus dieser Rolle entließ. Oder weil sie vermeintlichen Erwartungen zuvorkam.

Wenn sie sprach, benutzte sie für hochdeutsche Ohren niedliche Kraftausdrücke, ein Jargon, der durch und durch sympathisch war. Sie verabschiedete sich gerne mit »Tschüssli! Ciao ciao!«

Sie rief alle möglichen Leute an. Wenn sie das einmal für zwei Minuten nicht tat, und ich gerade dachte, Ruhe sei eingekehrt, dann wurde sie prompt angerufen. Währenddessen versuchte ihr Umfeld hier im Zug, sich aus den Gesprächsteilen ein Gesamtbild zu erschließen, über das, was sie nach Zürich trieb, das, was sie zurückgelassen hatte und natürlich über sie als Charakter selbst. Wenn du Zeit im Zug absitzt, nimmst du eben ganz automatisch teil. Es ist schwer wegzuhören, sofern du das willst. Ich wollte das nicht.

Es ergab sich in etwa das folgende Szenario. Ihre Firma, wohl eine größere Werbeagentur, hatte ihr kurzfristig den Montag freigegeben, und heute war Sonntag, und sie musste alles für ihre morgige Abwesenheit regeln. Anscheinend war sie das Mädchen für alles, ohne das nichts lief. Oder sie leitete eine Kampagne, für die viele Kundenabsprachen notwendig waren.

Ihre Kolleginnen holten sich Rat. Sie gab ihre Anweisungen. »Ihr schafft das schon auch ohne mich. Das muss einfach mal gehen. Ich bin ja telefonisch erreichbar, falls ...«

Koordinieren konnte sie jedenfalls gut. Wenn sie nicht mit Kollegen kommunizierte, tat sie sich telefonisch im Bekanntenkreis nach einer Unterkunft für eine Nacht in Zürich um. Sie kannte viele Leute, aber erfolgreich war sie lange nicht. Und jedes Mal endete sie mit ihrem »Tschüssli! Ciao ciao!« manchmal auch nur mit »Tschüssli!«.

Nicht einmal ihr Gepäck würde sie auf ein paar Stunden loswerden können. Entweder war zu der Zeit gerade jemand nicht da oder nicht lange genug, oder es war niemand da, wenn sie es wieder abholen würde. Allmählich zeigte die Frau Nerven. Ab etwa dem siebten Mal erklärte sie sogar die Gründe, und hatte um das dreizehnte Mal herum endlich Erfolg.

Sie hatte vor, im Kantonsspital das Krankenbett eines Todgeweihten zu besuchen: Krebs im Stadium der Hoffnungslosigkeit. Ein Abschiedsbesuch. Es würde ein schwerer Besuch werden. Der Mann war erst 45. Er nahm sein Schicksal zumindest nach außen offenbar gelassen hin, mit einem sonderbaren Galgenhumor. Sein Umfeld kam damit weniger zurecht, und es war er, der trösten musste, nicht umgekehrt.

Kurz vor Zürich war telefonisch alles geregelt, und die Frau entschuldigte sich bei uns Mitreisenden für die ganze Belästigung. Das war natürlich auch ein Mittel der Konversation. Und es funktionierte. Wir kamen ins Gespräch. Und ich erklärte ihr, wo ich mit solch einem Rucksackmonster hinwollte.

Ihr Fazit: Wenn Feuerland und ich uns zusammentäten, dann wären wir kalt, regnerisch, mutig und einsam. Wobei einsam der gemeinsame Nenner wäre. Ich versuchte, ihr klarzumachen, dass es trotz der einsamen Landschaften durchaus Anlaufstellen gebe, wo sich die Menschen und Reisenden treffen, und dass es zuweilen gar nicht so einsam sei, und Patagonien längst ein begehrtes Trekkingziel. Vergebene Müh. Nein, sie hatte da mal so einen faszinierenden Bericht im Fernsehen gesehen. Und mir gebühre großer Respekt.

Irgendwann gab ich es auf zu widersprechen. Ich lenkte ein, in etwa mit den Worten: Wenn den Mutigen schon die Welt gehöre, wie ein Sprichwort weiß, dann doch wohl erst recht das Ende der Welt. Oder!

Im Sackbahnhof Zürich leerte sich der gesamte Zug. Die Schweizerin sagte, sie beneide mich und auch wieder nicht, also um die Strapazen und das schlechte Wetter

wahrlich nicht, aber um alles andere schon. Auf alle Fälle wünsche sie mir alles Gute und eine tolle Reise. Dann verlor sie sich im allgemeinen Gewühl. Das letzte, was ich von ihr sah, war, dass sie wieder ihr Handy am Ohr hatte. Natürlich. Und in der anderen Hand die obligatorische Zigarette. Natürlich. »Tschüssli! Ciao ciao!«

Zürichs Kopfbahnhof war eine weite zugige Halle, zugig in zweifacher Bedeutung. Rasch hatte ich den Fahrplan studiert und dann mein Gleis gefunden. Es war eines der Nebengleise draußen vor der Halle und weit hinten. Das hatte den Geschmack eines Abstellgleises. Hier verkehrte doppelstöckig die S-Bahn, in die ich bald einstieg, und schon war ich am Flughafen.

Drei Stunden verbrachte ich mit liegengebliebenen Zeitungen hier und dort. Nachdem ich mein großes Gepäckingecheckt beziehungsweise bis Santiago de Chile durchgecheckt hatte, schickte ich mein Handgepäck durch das Röntgengerät bei den Kontrollen. Wie ein Schrank aufgebaut, stand der schwer bewaffnete Sicherheitsbeamte vor mir, was geeignet war einzuschüchtern. Dennoch nötigte ich den Mann, meine Diafilme und meine Fotochips extra handzukontrollieren. Widerstrebend überwand er sich dazu, nicht ohne mich deutlich wissen zu lassen, dass ich mir doch wohl bewusst sei, dass er das nicht tun müsse; worauf ich mich extra freundlich bedankte.

Wir Reisende stiegen alle miteinander in einen der Transporterbusse und fuhren über den weiten Asphalt lange bis zu der kleinen Airbusmaschine hinaus, die uns am Ende einer Reihe geparkter Flugzeuge aus vieler Herren Länder erwartete. Während der Fahrt tönte die Stimme des Fahrers trocken aus dem Lautsprecher: »Vielen Dank, dass Sie über den Flughafen Zürich reisen.«

Ich hielt das für einen Scherz und musste innerlich lachen, weil ich ihn gelungen fand. Dann ging mir auf, dass er sich gar nicht auf die Busfahrt über den Flugplatz bezogen hatte, sondern vielmehr der Flughafen Zürich als Ausgangspunkt unserer Reise gemeint gewesen war, er also nur einen dieser vorgefertigten seelenlosen Kundenservicesätze hatte aufsagen müssen, die man weltweit als aufgesetzte Höflichkeitsfloskeln serviert bekommt, angefangen bei jedem Telefongespräch.

»Mein Name ist Frau Dagmar Mustermann, ich geleite sie durch das Telefongespräch. Bitte wenden Sie sich gerne an meine Person, wenn Sie Probleme haben. Wir von der First-Service-AG helfen ihnen gerne weiter. Bitte warten Sie jetzt, während Sie direkt zu unserem Service-Partner weiterverbunden werden. Vielen Dank für Ihre Geduld.«

Wobei mir da von vornherein eine Geduld unterstellt wird, die ich vielleicht gar nicht aufzubringen gewillt bin. Kurz, die Welt wird unpersönlich, höflich und unverbindlich, eben Standard. Das alltägliche Miteinander verkommt endlich ebenfalls zum unverfänglichen nivellierten Fastfood. Dem ich einzig und allein entkommen könnte, indem ich, anstatt persönlich anzurufen, selbst vom Band käme, aber das ist weiterhin Zukunftsmusik.

Als wir gegen 20 Uhr mit Kurs Madrid in den Nachthimmel aufgestiegen waren, fiel mir zwangsläufig folgendes auf: Wenn du günstig Economy fliegst, reist du ohne Komfort. Diese Aussage war nur bedingt korrekt. Auf unsere spanische Fluglinie bezogen konnte man da zweierlei Meinung sein. Wer unter 1,60 Meter Körpergröße maß, saß beneidenswert bequem, während Menschen wie ich, die 1,80 Meter oder mehr für sich in Anspruch nahmen, mit den Kniescheiben am Vordersitz scheuerten. Das war selbstverschuldet, wenn wir uns nicht an eine von der Europäischen

Bürokratischen Union festgelegte Norm hielten. Hoffentlich galten diese Sitzabstandsmaße nur für Kurzstreckenflüge und nicht nachher für die Langstrecke von Madrid nach Chile. Aber ich war fest entschlossen, auch das auszuhalten. Und war es nur aus Solidarität mit einer Fluglinie, die darauf bedacht war, in die Gewinnzone zu fliegen. Ich würde bei Gelegenheit aus dem Fenster spähen, um zu sehen, ob wir tatsächlich dort hinfliegen.

22.40 Uhr. Madrid: Der Flughafen Madrid-Barajas war immerhin der viertgrößte Europas und nach Fläche sogar der zweitgrößte der Welt, Platz genug, sich heillos zu verirren. Sein Pendant in Zürich jedenfalls hätte wohl einige Male Platz in ihm gehabt. Unser Flugzeug hatte irgendwo angedockt, und wir Passagiere waren durch den Finger hinauf ins gläserne Terminalgebäude gelangt, wo wir uns nun orientieren durften.

Wir steckten irgendwo im Sektor K und mussten für Santiago de Chile in den Sektor R hinüberfinden, von Terminal T1 in Terminal T4S. Dazu waren überall diese Hinweistafeln angebracht, mit leuchtenden Buchstaben und leuchtenden Pfeilen und der Angabe der Minuten, nämlich 53, die uns von unserem Ziel trennen würden, wenn wir exakt jetzt in einem gewissen Tempo losliefen. Beinahe wie ein König kam ich mir vor, als meine Füße über den blankpolierten Marmor den endlosen Korridor entlangliefen, und der schien tatsächlich ohne Ende zu sein, wenigstens über einen Kilometer lang, so dass sein Ende nicht absehbar war. Unterwegs vertauschte ich den Marmor mit einem Fließband, das sich in meiner Richtung bewegte. Und siehe da, schon purzelten die Minuten. Und ich pflegte einen strammen Schritt, überholte Menschen und Läden, Wartesäle und Waschräume, alle in dasselbe orangebraune Licht getaucht, das uns nächtliche Transiteure nicht zu sehr in die Augen stach.

Bald befand ich mich in einer Herde Gleichschneller. Wir bogen gemeinsam ab, wir bestiegen gemeinsam einen Großraumlift, der uns zwei Etagen tiefer lautlos wieder ausspuckte. Wir bewegten uns gemeinsam auf die nächste Absperrung zu, als seien wir ein Schwarm im Formationsflug. Wer zuerst den Pfeil und Q, R, S entdeckte, wandte sich in die angegebene Richtung und zog automatisch alle anderen nach. Bis wir uns alle vor geschlossenen Schleuseneingängen sammelten. Noch 37 Minuten.

Schon rauschte ein Zug heran. Die Schleusen öffneten sich mit dem typischen Geräusch verpuffender Druckluft, und wir strömten wie gleichgeschaltet vorwärts, ergossen uns in die U-Bahnabteile. Ratternd schoss der Zug mit seiner Menschenfracht eine dunkle Röhre entlang. Ins Ungewisse? Ins Nichts?

Vor einer Generation wäre uns diese sterile Welt, diese kalte abstrakte Geometrie, in der jeder einzelne sich anonym und verloren fühlte, wie in einem Science-Fiction-Film vorgekommen. Wohin wurden wir gebracht, die wir da vertrauensselig eingestiegen waren? In einer Szene im Film wäre man auf diese Weise vielleicht der Überbevölkerung beigegeben, indem man Menschen teuer für ein Ticket bezahlen ließ und sie dazu brachte, in irgendein Transportmittel einzusteigen, das sie dann irgendwohin verbrachte, in eine geheime unterirdische Fabrik etwa, wo sie dann entsorgt und vielleicht zu Vitaminpillen oder Mineraltabletten für die Masentieranlagen verarbeitet wurden. Keiner würde je zurückkommen, niemand würde wissen, wo sie geblieben waren. Sie blieben einfach verschwunden.

Das waren schon merkwürdige Gedanken, die mich da kurz vor Mitternacht überfielen. Ich schaute mich um. Jedes Gesicht blickte starr vor sich hin, während die Körper teilnahmslos die Auswirkungen der Trägheitskräfte mitmachten. Meistens waren das seitliche Schläge, weil das Gleis anscheinend nicht perfekt gleichlaufend gelegt worden war. Nach der siebten Minute bremste der Zug stark ab und kam zum Stillstand. Da war jeder beinahe umgefallen, hatte sich, plötzlich erwachend, irgendwie gefangen, aufgeschreckt irgendwo Halt gesucht, etwa am Arm seines Nachbarn. Und schritt nun mechanisch, wie demselben Automatismus gehorchend, durch eine der Türen, die sich laut zischend geöffnet hatten.

Noch 28 Minuten: Zwei hintereinandergeschaltete, steile, lange Rolltreppen brachten uns zwei Etagen nach oben und in die Halle vor der Zollabfertigung. Schlangen hatten sich vor mindestens acht Schaltern und den kurzen Rollbändern mit den Röntgenapparaten für die Gepäckdurchleuchtung gebildet.

Noch 22 Minuten: Die Beamten schauten schweigend in die ihnen hingehaltenen Dokumente, blickten schweigend auf, verglichen schweigend Gesicht und Passbild, schoben den Pass schweigend zurück, nickten teilnahmslos und winkten uns Transiteure mit einer sparsamen Handbewegung durch.

Jenseits der Glasboxen mit den Beamten empfing ein weiterer Korridor. Der Blick suchte und fand das Schild Q, R, S mit dem Pfeil. Daneben das Schild: Noch 8 Minuten. Demnach waren für die Passkontrolle 14 Minuten veranschlagt gewesen, rechnete das Hirn, wobei es gleichzeitig feststellte, dass von den 14 nur 8 verbraucht, demnach also 6 Minuten eingespart worden waren. Die Freude darüber hielt sich in Grenzen. Auch blieb die Frage unbeantwortet, was mit den gewonnenen 6 Minuten Lebenszeit anzufangen sei. Ich würde sie einfach auf die Endwartezeit am Ziel draufschlagen.

Noch drei Minuten: Ich befand mich in meinem Zieltrakt S und wanderte endlos nach hinten, während sich das Bild »Gate mit Desk und mit schwarzem Kunstleder bezogene Wartesitzreihengruppe« stetig wiederholte.

Noch 0 Minuten: Das besagte gar nichts, außer, dass die Entfernung zu meinem Zielort »Flugsteig« sich auf null Meter reduziert hatte. Jetzt würde ich hier trotz der 0 Minuten mindestens 70 Minuten warten dürfen. Und ich saß vor dem Gate mit dem Desk und belegte zwei Sitze der mit schwarzem Kunstleder bezogenen Wartesitzreihengruppe.

Die Wasch- und Toilettenräume: leer, steril, ätzend rein und verschwenderisch hell mit Lampen und Strahlern ausgeleuchtet. Ich verließ die Marmoranstalt und begegnete wie beim Reingehen dem Reinigungsmann in der roten Kluft, der mit einer Hand elegant den breiten Wischmopp wie einen an der Leine zerrenden Hund den Boden entlangführte.

Die kleinste Unsauberkeit würde der Mann mit einem wissenden zerknirschten Gesicht mir zuordnen. Vorsorglich hatte ich mit dem Papierhandtuch sogar die Wasserflecken vom Wasserhahn gewischt. Ich wollte nicht als schlechtes Bild in seinem Gedächtnis enden. Mit Pech gab es einen Schuhabdruck von mir zu tilgen, weil ich durch einen Tropfen gelatscht war, den ich auf dem spiegelnden Marmorboden unglücklicherweise übersehen hatte.

Dass ich ganz offensichtlich als Einziger kein mobiles Gerät mit mir führte, unterschied mich von den anderen Wartenden. Als einer der letzten im Zeitalter der Unerreikbaarheit Verbliebenen redete ich mir ein, das zu genießen; während andere